

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1933)

Artikel: Der Drudenfuss : abermals die Geschichte eines alten Churer Hauses
Autor: Hartmann, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971606>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Drudenfuß

Abermals die Geschichte eines alten Churer Hauses

Von Prof. B. Hartmann

Wenn man anfängt, von alten Stadthäusern zu erzählen, so findet man nicht so leicht das Ende. Ein Haus reiht sich ans andere, aber jedes ist ja nicht nur ein Einzelfall, sondern eine Summe von menschlichen Schicksalen. Und man mag der Erzählende sein oder der Zuhörende, so verfällt man dem Zauber des ewigen Wechsels der Menschen und Dinge. Nichts hat Bestand; die Bewohner kamen und gingen, grobe und feine, hab-süchtige und gutmütige; ja selbst das Gemäuer hat sich meist gewandelt. Aber eben dieses Kommen und Gehen, dieses unablässige Verändern und Verändertwerden nimmt uns gefangen und zieht uns in die große und ja eigentlich so trostvolle Gemeinschaft des menschlichen Erlebens, des Hoffens und Verzweifels, des Fallens und Wiederaufstehens.

Das letztjährige «Bündnerische Haushalts- und Familienbuch» erzählte vom Maßnerhaus in Chur und seinen zuweilen recht dramatischen Erlebnissen. Über ein Jahrhundert hinaus war es der Mittelpunkt des Geldverkehrs in unserem ja im allgemeinen recht geldarmen Lande gewesen und hatte auch reichlich die Unstände der Geldmacht erfahren, bis es sich endlich umwandelte in ein friedliches Handelshaus für Kolonialwaren und allerlei Gaumengenüsse und damit, für einmal wenigstens wieder, den Zustand des Verharrens erreichte.

Unterdessen ist die bauliche Erneuerungswelle unserer guten alten Stadt über ein anderes auffallendes Gebäude hinweggegangen, das zwar an Ruhm nicht mit dem Maßnerhaus konkurrieren kann, auch an Alter ihm nicht völlig gleichkommt, das aber doch in unserer Stadtgeschichte mehr als nur einmal etwas bedeutete. Wir meinen das Eckhaus am Regierungsplätzchen, das in den vergangenen Monaten ohne Schaden einem schönen Neubau wich. Für die meisten Churer war es namenlos geworden, aber einige wenige wußten doch noch mehr, und der alte Öhi Schreinermeister murmelte, wenn er daran vorüber ging, etwas in seinen grauen Bart vom draufgängerischen und keineswegs immer friedlich gesinnten Zeitungsschreiber Simeon Benedict, der hier vor fast genau hundert Jahren die erste moderne Buchdruckerei eingerichtet hatte, direkt nach Pariser Muster. Doch wollen wir nicht vorgehen. In einer guten Geschichte muß eins nach dem andern kommen, und vor allem ist's nie klug, wenn man den Höhepunkt zuerst bringt, sonst geht einem nachher leicht der Atem aus.

Also zurück zu den Anfängen! Wir wissen ja nun, um welches Haus es sich handelt. Es ist das hohe, schmale Stadthaus, das seit Jahrzehnten so unsäglich verschlafen am Regierungsplätzchen stand und mit halbblinden Augen auf die spielenden,

jauchzenden Kinder niederschaut, das Vazeroler-Denkmal bewachte und die Herren Regierungsräte samt ihrem Beamtenstab kommen und gehen sah, als wollte es ihnen sagen: Ich bin lang vor euch dagewesen und werde noch lange dastehen, wenn eure Amtszeit längst abgelaufen ist. Das hat nun bei der letzten Regierungsratswahl allerdings nicht gestimmt, denn in wenigen Tagen hatte das alte Haus unter fürchterlichem Lärm und Staub aufgehört zu existieren; aber es tut nichts zur Sache. — Es sah ja eigentlich fast gespenstisch aus, das engbrüstige Eckhaus mit den ewig geschlossenen Fensterläden, die nicht einmal richtige Fensterläden waren. Glücklicherweise trug sein Haustürsturz einen Schmuck, der alle bösen Geister vertrieb. Da prangte ja statt des Familienwappens in sauberer Steinhauerarbeit der Drudenfuß, das Pentagramm, das die heutige Generation nur noch aus Goethes «Faust» kennt. Der Stadthurer von ehemals wußte es besser, und der alte Öhi lächelte wieder und sagte: Was hilft der Drudenfuß, wenn die bösen Geister schon im Hause sitzen! Dann können sie ja nur nicht heraus.

Aber das Eckhaus war im Grunde besser als sein Aussehen. Engbrüstigkeit und Halbblindheit gehörten nicht zu seiner ursprünglichen Gestalt und waren ihm erst seit etwa hundert Jahren aufgezungen, und das zum Dank dafür, daß es mit seinem soliden Wesen den ganzen unteren Stadtteil vor einem entsetzlichen Brandunglück bewahrt hatte. Doch wollen wir auch da unserer Erzählung nicht vorgehen. Das war der erste Glanzpunkt in der städtischen Bedeutung unseres Hauses gewesen, der aber in ein späteres Kapitel unserer Geschichte hineingehört. In Wirklichkeit stand das Haus schon in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges da, wie die beim Abbruch vorgefundene Jahrzahl 1632 beweist. Wir vermuten sogar nicht ins Blaue hinein, daß es damals nur einen Umbau erlebte, weil es einen etwas nobleren Besitzer bekam. Sehr wahrscheinlich gehörte er zu einem Häuserblock, der Anno 1576 nach dem fürchterlichen Brand des ganzen unteren Stadtteils der Asche entstieg. Was wir heute Regierungsplätzchen nennen, das existierte damals noch keineswegs. Von der Storchengasse bis hinauf zum «Freieck», dem de Florinschen Herrenhaus, reihte sich um 1600 herum ein schlankes Giebelhaus ans andere, von zwei schmalen Gäßchen unterbrochen, und am unteren dieser Gäßchen stand, die hohe Giebelfront der Reichsgasse zugewandt, das Haus, von dem wir reden. Aber noch war das «Neue Gebäu», das Salishaus und heutige Regierungsgebäude, nicht vorhanden. Es gab auf der anderen Straßenseite (gegen Osten) nichts als bescheidene Vorbauten des «Karlihofes». So hat-

ten denn die guten Geister von Licht und Sonne noch recht reichlich Zutritt in diesem unteren Stadtquartier, und man hätte sich den Drudenfuß über der Haustüre wohl geschenkt, wenn nicht in kurzen Zwischenräumen die Pest stets wieder zum Unteren oder Oberen Tor hereingeschritten wäre.

Ganz ohne Kunde sind wir vom Erbauer des Hauses und seinen frühesten Besitzern. Das einzige, was wir noch sicher erfahren konnten, ist, daß es 1726 in Händen des Podestà Daniel von Pellizari war und bis 1809 in dieser Familie blieb. Das ist nun immerhin der Rede wert; denn die Junker Pellizari waren nicht die nächstbesten. Als treue Anhänger der Reformation waren sie frühzeitig aus dem Veltlin nach Chiavenna übergesiedelt, das damals an Bedeutung hinter Chur nur wenig zurückstand. Bald aber mußte ihnen auch hier der Boden zu heiß werden; denn die Gegenreformation verschonte auch diesen Teil der Bündner Untertanenlande nicht. So finden wir denn schon 1619 die Pellizari als Bürger von Langwies und 1627 einen anderen Zweig im Churer Bürgerrecht. Ob sie schon damals das Haus an der Unteren Reichsgasse erwarben, ist nicht sicher, aber wahrscheinlich, denn sie kamen nicht mit leeren Händen. Wie so viele Glaubensflüchtlinge waren sie ein tüchtiges Geschlecht, dem auch scharfe Kritiker die Verlässlichkeit des Charakters nicht absprechen konnten, und bald stellte man sie gerne dahin, wo man nicht jedermann brauchen kann. Bis zu den höchsten Ämtern im Zehngerichtenbund und in den Untertanenlanden stiegen sie auf, waren bald die gewichtigste Familie im ganzen Schanfigg, und auch im ausländischen Waffendienst brachten sie's zu manchem schönen Erfolg. Das Stadthaus in Chur war somit ihrem Ansehen angemessen. Doch brachten dann die napoleonischen Zeiten empfindliche Vermögensverluste, die sie vielleicht 1809 zum Verkaufe des Hauses bewogen.

Übrigens ist der letzte Pellizari, der unser Haus besaß, noch eine Gestalt, die zu kennen sich lohnt; es war Johann Florian V. (geboren 1763), der unter dem Namen des «Obersten» fortlebt. Ein typischer Vertreter des fremden Kriegsdienstes, war er sechzehnjährig, wohl als Fahnenjunker, in ein holländisches Regiment gekommen und dann in die Garde des Prinzstatthalters aufgenommen worden. In den schweren Kämpfen Hollands mit der jungen französischen Republik hatte er tapfer mitgefochten, und wie der Prinzstatthalter endlich sein Land aufgeben mußte, blieb Pellizari, zugleich mit dem späteren Generalmajor Jakob Sprecher von Bernegg, sein treuer Begleiter auf der Insel Wight. Aber es dauerte doch zu lange, Bonapartes Sturz abzuwarten. So ging dann Sprecher nach Amerika und Pellizari zurück in die Heimat. Hier kam er eben zur rechten Zeit an. 1805 konnte man ihn bei der schweizerischen Grenzbesetzung als Kantonsobersobst gut brauchen, und zuletzt trug er den Rang eines eidgenössischen Obersten. In unserer Schulgeschichte wird sein Name stets wieder etwa auftauchen, weil er

als Begründer des Kadettenkorps der Kantonschule zu betrachten ist. Er starb 1810 und fast genau ein Jahrhundert später (1911) der letzte männliche Sproß der Pellizari, der wohlgesinnte und allgemein verehrte Landammann J. Florian von Pellizari in Langwies.

Unterdessen hatte das Pellizarihaus an der Reichsgasse auch allerlei erlebt und ging noch seinen bewegtesten Schicksalen entgegen. Vor allem war ihm der freie Blick nach Süden verloren gegangen. Ein Mächtigerer war gekommen und hatte sich schief gegenüber seinen Palast erbaut. Das war der reiche Oberst Andreas von Salis-Soglio, der Bauherr des heutigen Regierungsgebäudes. Der hatte sich 1751 einen Vertreter der berühmten Baumeisterfamilie Grubenmann von Teufen verschrieben und ein Herrenhaus erstellen lassen, mit dem er jedes andere Churer Privathaus zu übertrumpfen gedachte. Und in der Tat, es wurde ein Bau, dessen sich sein heutiger Besitzer, der Kanton Graubünden, bis zur Stunde nicht zu schämen braucht. Die Bewohner des Pellizarihauses mochten abwechseln zwischen Ärger und stummem Staunen, zumal wenn sie bei festlichen Anlässen von ihrem Oberstock hinüberschauten in den zwei Stockwerke hohen Prunksaal des «Neuen Gebäus», wo der berühmte kristallene Leuchter die Wachlichter trug und venetianische Spiegel sein Licht vervielfacht zurückgaben. Doch von langer Dauer sollte diese Herrlichkeit nicht sein. 1799/1803 war das stolze Salisshaus das Standquartier der französischen Offiziere, und 1803 war's so weit gekommen, daß man die oberen Räume dem Mediationskanton Graubünden vermietete, 1807 aber schlug man nicht ungern ein, als der Kanton das ganze städtische Gebäude um den Preis von 19 000 Gulden an sich zog. Nun war's Regierungsgebäude geworden, und an Stelle des Saliswappens trat über dem Portal das dreigeteilte Kantonswappen. Allerdings noch nicht für immer, denn das Jahr 1814 brachte Graubünden einen bösen reaktionären Putsch. Baron Heinrich von Salis-Zizers marschierte mit seinem bewaffneten Bauernkorps in der Hauptstadt ein und hatte nichts Eiligeres zu tun, als das Kantonswappen vom «Neuen Gebäu» recht unsanft zu entfernen. Zwar war's ein kurzer Schrecken für unser Staatswesen, kürzer und unblutiger als Napoleons hundert Tage im folgenden Jahr, aber den Zuschauern im Pellizarihaus mag's doch ordentlich in die Glieder gefahren sein.

Das Kantonswappen prangte wieder am alten Ort, und man hatte das tolle Tun des Barons Heinrich schon halb vergessen, da kam, fünfzehn Jahre später, ein neuer, schlimmerer Schrecken für die ruhigen Bürger auf der anderen Seite der Unteren Reichsgasse. Das war der große Brand von 1829, dem wir den heutigen Regierungsplatz verdanken. Er riß die lange Zeile der hochgiebligen Bürgerhäuser gegenüber dem Regierungsgebäude auseinander und hätte sich wahrscheinlich gefräßig weiterverbreitet, wenn nicht die guten Mauern des Pellizarihauses ihm Halt geboten hätten.

ten. Oder war es am Ende der Drudenfuß? — Genug, die Lücke war genau so groß geworden, wie sie noch heute ist, und man war so einsichtig, sie nicht wieder überbauen zu lassen. Jetzt erst gewann das Salishaus mit dem Kantonswappen daran den prächtigen Aspekt, der es heute zum würdigen Wahrzeichen seines Regierungszweckes macht, und alles konnte zufrieden sein, die demokratischen Bürger und die Vertreter der alten Salisfamilie, nur einige nicht. Zunächst wohl die Abgebrannten, die damals den größeren Teil des Schadens noch selbst tragen mußten, und sodann der Besitzer des Hauses Pellizari. Die tapfere, rettende Brandmauer in ihrer Kahlheit stehen zu lassen, das ging doch nicht an. Was tun? Ein findiger Baumeister, dessen Name mit Recht der Vergessenheit anheimfiel, kam auf den Gedanken, auf der ganzen Platzseite Blendfenster einzusetzen, die nun mit ihren nichtsnutzigen, ewiggeschlossenen Fensterläden ein volles Jahrhundert lang auf das Regierungsplätzchen niederschauten oder auch hinauf in die blaue Luft, denn wirklich sehen konnten sie ja nicht, so wenig wie eine Brille im Schaufenster. Und Tausende, die daran vorübergingen im Laufe der Jahrzehnte, mochten denken: Entweder wohnt in dem Haus ein ganz wunderlicher Kauz, oder dann einer, dem das Geld vor der Zeit ausgegangen ist.

*

Noch haben wir ganz unterlassen, den Käufer zu nennen, an den das Haus des Obersten von Pellizari Anno 1809 übergang, und doch war's ein sehr würdiger Herr, dessen lithographiertes Bild mit dem kuriosen schwarzen Kapplein noch da und dort in einem alten Churer Haus zu finden ist. Es war der Dekan Dominik Simeon Benedict von Schleins im Unterengadin, der 1809 bis 1832 das Hauptpfarramt zu St. Martin versah. Übrigens auch ein gelehrter Herr und fleißiger Arbeiter, sonst hätte er's nicht zustande gebracht, neben seinem Pfarramt auch noch jahrelang eine Kantonsschullehrerstelle zu bekleiden, ja, durch fünf Jahre hindurch sogar das Rektorat unserer 1804 gegründeten Landesschule. Dabei konnte sich's der verdiente Mann noch leisten, ein richtiges Original zu sein, wie sie in jener mit Schulen weniger übersehten Zeit ja noch leichter wuchsen als heute. Sein Name ist in Chur auch nach seinem Tod noch jahrzehntelang genannt worden, zum Teil allerdings, weil er, wenn auch in etwas karikiertem Gestalt, in seinem Sohn weiterlebte, dem Drucker und Redaktor Simeon Benedict. Ein Original war auch der, doch schwankt sein Charakterbild in der Stadtgeschichte. Wir wollen's ihm indessen nicht so sehr verübeln, hatte er doch das Mißgeschick, in eine gärende Zeit hineingeboren zu werden und dazu als Zeitungsmann. Ausgerechnet mit der Julirevolution von 1830 begann das eigentliche Lebenswerk dieses 1806 geborenen Mannes, der seinen Churer Mitbürgern so manches zu reden gab. Wie er dann endlich 1885 im Serneuser Bad starb, ging niemand weinend hinter seinem Sarg.

Aber man konnte ihm doch nicht die Anerkennung versagen, daß er mitgeholfen, in die politische Entwicklung der Stadt Chur ein etwas rascheres Tempo zu bringen und mit seinen originellen Sprüchen nicht so selten den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Er war's, der Anno 1830, direkt von Paris kommend, nicht nur im alten Pellizarihaus die erste moderne Druckerei Graubündens einrichtete, sondern auch zur Herausgabe der ersten Bündner Zeitung schritt, die eingriff ins politische Leben Churs und des Kantons Graubünden.

Doch wir müssen Atem holen, denn von Chur nach Paris ist ein weiter Weg, und vom damaligen Chur nach dem damaligen Paris war er noch weiter. Das also war der Simeon Benedict, bei dessen Namensnennung der Öhi Schreinermeister so seltsam dreinschauen konnte, wie's eben zu sein pflegt, wenn man mit dem einen Auge lächelt und mit dem andern unwillig blickt, der Räsonnier und Frondeur, der uns in einer kurzen Selbstbiographie eine doch recht sympathische Generalbeichte hinterlassen hat.

Ein Glückspilz war er nicht, obschon ihm die besten Eltern nicht versagt waren. Wenn man vom zwölften Lebensjahr weg mit einem Gehörübel kämpft, so hat man bei mancher übeln Stimmung ein Anrecht auf die Nachsicht seiner Zeitgenossen. Ein eigentliches Studium war ihm durch seine Schwerhörigkeit abgeschnitten. So trat er dann als Lehrling in die berühmte Cottasche Druckerei in Augsburg ein. Die Vermittlung keines Geringeren als des einstigen helvetischen Ministers Philipp Albrecht Stapfer, eines Jugendfreundes seines Vaters, verschaffte ihm dann eine Anstellung in der königlichen Hofbuchdruckerei in Paris und das ausgerechnet ein Jahr vor der Julirevolution von 1830. Das konnte verhängnisvoll werden für einen jungen Menschen, der nach Taten drängte und infolge seines körperlichen Übels nicht sehr gut auf die bestehende Welt zu sprechen war. Da kam zum Glück der Plan des Fürsten Polignac, durch einen Feldzug nach Algier die unruhigen Geister des französischen Volkes etwas von der inneren Politik abzulenken, und ein wenig gelang es. So war auch der junge Simeon Benedict im Begriff, den Feldzug mitzumachen als Schriftsetzer für Armeebefehle, Siegesnachrichten und dergleichen. Da riefen ihn flehende Briefe seiner Eltern zurück, und als gehorsamer Sohn kehrte er mitsamt seinem gewaltsam zurückgestauten Tatendrang in die Bündner Heimat zurück. Was er aber mitbrachte, war außer allerlei politischen Ideen jene eiserne Druckerpresse, die erste, die man in Graubünden sah, und dicht hinter der Druckerpresse lief der Plan einer neuen Zeitung für Graubünden, die ganz anders als unsere bisherigen Blätter den Beweis leisten sollte, daß die Presse im politischen Leben eine Macht sei. So gründete denn der eben erst vierundzwanzigjährige Simeon Benedict in rascher Folge nicht nur seine eigene Druckerei im Pellizarihaus, sondern auch die «Bündner Zeitung», die einen ganz andern Kurs in unser Zeitungswesen brachte.

Das wäre nun beides verdienstvoll gewesen, wenn der junge Drucker jeweilen die richtigen Redaktoren für sein Blatt gefunden hätte. Aber die Redaktion eines eigentlichen Fortschrittsblattes war damals eine dornenvolle Sache, und der Drucker kam öfter in Versuchung, selbst den Zeitungsschreiber zu machen. Dieses Wagnis gab Benedicts Leben eine Wandlung ins Unklare, ins Abenteuerhafte, die nie mehr völlig ausgeglichen wurde, uns aber nicht hindern kann, den Spuren des originellen Jüngers der Julirevolution noch etwas weiter nachzugehen.

Hier wäre nun ein Kapitel einzuschalten über den Buchdruck im Lande Graubünden, um dem geneigten Leser verständlich zu machen, weshalb wir so viele Worte verlieren über die Druckerei im Pellizarihaus. Aber man verplaudert sich manchmal, und so ist uns das Zwischenstück zu lange geraten. Wir lassen's daher liegen, bis Herr Bischofberger das Familienbuch des Jahres 1934 herausgibt, und hoffen, daß wir alsdann alle noch bei guter Gesundheit seien, Schreiber und Drucker samt dem Leser.

Vom gärenden Paris her kam also der junge Simeon Benedict, nicht allein mit einer eisernen Druckerpresse, sondern auch mit neuen Ansichten über die Aufgabe der Presse im bürgerlichen Leben. Er meinte, daß die Auseinandersetzung über innerpolitische Fragen in die Zeitung gehöre, nicht allein die Neuigkeiten und politisch gleichgültigen Tagesereignisse, und damit war er jedenfalls vollkommen im Recht. Er nannte sein Blatt «Bündner Zeitung» und gewann in P. C. v. Tschanner und Professor G. W. Roeder zwei Redaktoren, die ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen waren und weit mehr wußten, als sie in die Zeitung schrieben. So erlebte das Haus Pellizari noch einmal eine Art von Glanzzeit, und seine Druckerpresse bedeutete etwas im politischen Leben der Stadt und des Kantons. Es wäre vielleicht alles gut gegangen, wenn es Benedict gelungen wäre, die beiden besonnenen und angesehenen Redaktoren zu halten. Auch ein scharfer Kritiker, wie Professor Candreia, schreibt: «Mit dem Auftreten der «Bündner Zeitung» kommt mehr Licht und Luft und Leben in die politische Bude. «Erst seit jener Zeit erscheinen Leitartikel, welche in mehr oder weniger breitspuriger Darstellung politische und volkswirtschaftliche Verhältnisse und Probleme der engeren und weiteren Heimat behandeln.» Wer die Schweizergeschichte des vergangenen Jahrhunderts kennt und vielleicht oben-drein die Churer Stadtgeschichte, dem brauchen wir nicht erst zu sagen, daß es in den Jahren nach der Gründung der «Bündner Zeitung» lebhaft genug zugeht. Die Julirevolution hatte die Geister geweckt, und bald sah man die Parteien sich scheiden. Auf der einen Seite die Freunde politischer Reformen, die sich in Chur um die «Bündner Zeitung» scharten, auf der anderen die verharrenden Elemente, die nun aus Ottos «Churer Zeitung» das Organ der Konservativen machten. Und dann weiß man ja, wie's in solchen Kämpfen um innere Reformen geht. Man ereifert sich und

sagt sich gepfefferte Liebenswürdigkeiten und muß schließlich froh sein, wenn das Ergebnis ein Mittelweg ist zwischen beiden Extremen.

Simeon Benedicts erste zwei Redaktoren der «Bündner Zeitung» waren schon nach zwei Jahren des Treibens müde, und unter den späteren Redaktoren des Blattes — es lebte bis 1858 — war nur noch einmal ein bedeutender Kopf, der Christian Tester, der dann sein Leben als Mitarbeiter am «Freien Rätier» beschloß. So hatte Benedict mit seiner fortschrittlichen Zeitung oft genug seine liebe Not und ließ sich leider öfter verleiten, die Druckerrolle mit dem Redaktionsstuhl zu tauschen. Nun war er gewiß auch mit der Feder nicht verlegen, aber der Ton seiner literarischen Arbeiten war oft kein glücklicher und hat ihm den Ruf eines ziemlich rücksichtslosen Zänkers eingetragen, der seine wirklichen Verdienste verdunkelte.

Wir übergehen seine weitere journalistische Tätigkeit und schließen mit einem Blick auf seine Wirksamkeit in anderen Dingen. Was seine Politik betrifft, so blieb ihm das Abenteuerliche treu bis in die älteren Jahre. Entflammt hat er sich überall da, wo er meinte, daß es um die Volksbefreiung gehe, und solche Ereignisse gab's ja in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts nicht selten. Daß die eidgenössischen Schützenfeste für ihn Höhepunkte bedeuteten, ist bei ihrem damaligen stark radikal-politischen Charakter wohl zu verstehen. Mit Behagen konnte er in alten Tagen davon erzählen. Bei einem derartigen Anlaß muß er auch mit dem Prinzen Louis Bonaparte, dem nachmaligen Kaiser Napoleon III., sich angebietet haben, wird doch folgende Geschichte erzählt und nicht nur von Witzbolden. Als Prinz Louis 1840 seine abenteuerliche Landung in Boulogne vollzog, um Frankreich von Louis Philippe zu «befreien», da habe er, der Neffe des ersten Napoleon, mit theatralischer Geste einen wirklichen lebenden Adler auffliegen lassen oder wenigstens mitgeführt, um ihn zu gegebener Stunde zu verwenden. Der «weltgeschichtliche» König der Vögel aber habe aus dem Rheinwald gestammt und sei dem tatendurstigen Prinzen durch seinen guten Bekannten Simeon Benedict in Chur vermittelt worden. Er wird somit mindestens eine Nacht im Pellizarihaus an der Unteren Reichsgasse in Chur verbracht haben. Was er wohl zum Drudenfuß wird gesagt haben? Übrigens ist das eine Geschichte, die Benedict in seiner kurzen Selbstbiographie mit Stillschweigen übergeht, vielleicht, weil er dort nicht ganz ohne Eitelkeit von einem tête à tête mit Orsini in Samaden berichtet, dem gleichen, der etwas später das fürchterliche Attentat auf Napoleon III. ausführte.

Wer jedoch dächte, daß Benedict seine Befreiungsideen nur mit der Feder oder in Schützenfestreden verfocht, der wäre ganz im Unrecht. Es war gewiß nicht nur Abenteuerlust und falsches Pathos, wenn der schwerhörige Churer Drucker sich im Herbst 1847 zu den Bündner Schützen gesellte, die, sieben an der Zahl, den Entschluß faßten, auf eigene Kosten und mit eigener Ausrüstung ins Hauptquartier des Divisionskommandanten Gmür



Herbst bei Jenins

NACH EINEM GEMÄLDE VON LEONHARD MEISSER, CHUR

Vierfarbendruck

von Bischofberger & Co., Buchdruckerei Untertor, Chur

zu reisen und dort mit dem Schützenkorps Möli in den Sonderbundskrieg zu ziehen. Sie kamen wirklich ins Feuer bei Meyerskappel, und es war nicht ihre Schuld, daß sie heil nach Hause kehren konnten. Doch nicht genug an dem. Der Sonderbundskrieg war ja nur der Auftakt schwerer und blutiger politischer Kämpfe von Paris bis Wien, und als dann 1849 das Schützenfest in Aarau gefeiert wurde, an dem Benedict nicht fehlte, erschien ein Abgeordneter aus dem badischen Wiesental und forderte von der Festrednerbühne herunter die Schweizer Schützen auf, den badischen Revolutionären gegen die herbeigerufene preußische Armee zu Hilfe zu kommen. Unter den neun Schweizern, die dem Rufe folgten, war auch unser Simeon Benedict. Sie kamen allerdings dann nur zwei Stunden weit über die badische Grenze und wurden durch die nach der Schweiz flüchtende badische Revolutionsarmee mitfortgerissen. Ebenso rege muß Benedicts Anteilnahme an der großen Bewegung für die Befreiung und Einigung Italiens gewesen sein. Mit sichtlichem Behagen erzählt er von einem Erlebnis, das er 1853 als bündnerischer Großrat und eidgenössischer Geschworener gehabt. Da gehörte er der Jury an, die über drei ihr vom Bundesrat überwiesene Angeklagte abzuurteilen hatte. Das waren ein Advokat, ein Graf und ein Tribunalrat, alles Italiener, die beschuldigt waren, vom Gebiet des Kantons Graubünden her den Versuch gemacht zu haben, einen Aufstand in der Lombardei durch Sendung von Waffen zu unterstützen. Das Gericht erkannte auf «Nicht schuldig», und Benedict meinte sogar, das habe sein Votum bewirkt. Jedenfalls trug ihm der Wahrspruch die schmeichelhafte Offerte ein, im «Neuhof» bei Igis mit dem durchreisenden großen italienischen Revolutionsmann Mazzini zusammenzukommen, sowie auch wohl später die Unterredung mit Orsini in Samaden.

Doch genug von diesen Abenteuern und noch ein Wort von Benedicts positiven Leistungen. Sie waren auch vorhanden, wenn er sie auch meist gefährdet hat durch sein draufgängerisches und wohl auch etwa streitsüchtiges Wesen. An der neuen Churer Stadtverfassung nach Abschaffung der Zünfte soll er erfolgreich mitgearbeitet haben, auch ums Schulwesen bemühte er sich; zeitweilig machte er sich verdient um die Pflege des Ro-

manischen. Auch liegt ein leider undatiertes Flugblatt neben uns, in dem er — vor 60 bis 70 Jahren — mächtig plädiert «für die Benützung der Lürlibadgend zu einer baulichen Erweiterung der Stadt Chur», und endlich soll es ihm im Zeitalter der Volkshochschulen unvergessen sein, wie er sich durch lange Jahre hindurch für den Churer Arbeiterbildungsverein und dessen Bibliothek einsetzte. Das sind alles Dinge, die uns heute hinwegsehen lassen über gewisse Fehler von Temperament und Charakter, die dem Bild des gewiß merkwürdigen Mannes die wohlthuenden Umrisse rauben.

Übrigens dürfen wir der Lebens- und Leidensgeschichte des Pellizarihauses am Regierungsplätzchen noch ein erbaulicheres Schlußbild anfügen. Man möchte auch hier wieder einmal sagen: Die Extreme berühren sich. Das Haus des recht unharmonischen Druckers und Journalisten Simeon Benedict umschloß die Jugendzeit eines unserer ausgeglicheneren schweizerischen Rechtsgelehrten des vergangenen Jahrhunderts. Wir meinen Professor Carl Hilty, den Berner Staatsrechtslehrer und Schriftsteller. Geboren war er zwar in Werdenberg (1833), doch siedelte sein Vater, der Arzt Joh. Ulrich Hilty, frühzeitig nach Chur über, dem Heimatort seiner Gattin aus dem alten Churer Bürgergeschlechte der Killias. So hat dann der Sohn Carl die Churer Schulen besucht bis zur Maturität und zwar, zum Teil wenigstens, vom Benedictschen Hause aus, in dem sich die Familie eingemietet hatte. Hier hat Hilty unter der Leitung des von ihm zeitlebens hochverehrten Rektor Hold seine ersten beglückenden Fahrten hinaus auf den Ozean humanistischer Kenntnisse und Erkenntnisse unternommen, und die Mietwohnung an der Reichsgasse ist ihm zeitlebens ehrwürdig geblieben.

Simeon Benedict verkaufte sein Haus noch bei Lebzeiten an Herrn Josef Casanova, und dessen Erben sind's, die nicht zum Entsetzen des Churer Publikums sich entschlossen, den alten Bau gänzlich niederzulegen und mit möglichster Rücksicht auf die Bauformen der Umgebung einen Neubau erstellen zu lassen. Daß die Namen der Pellizari und der Benedict damit auch verschwinden mußten, ist der Lauf der Welt. Es bleibt ein Kommen und Gehen, und es ist gut so.

Coaz Wassali & Co
seit:
350 Jahren
Chur.

am Martinsplatz

SPEZIALHAUS FÜR

KAFFEE

DIREKTER IMPORT

**Kolonialwaren - Konserven
und Tabake en gros**